Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 87 (2007)

Rubrik: Unsere Veranstaltungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unsere Veranstaltungen

Stefan Sigerist, Schaffhausen

Glarner im Orient

Vortrag vom 7. November 2006 (556)

Am 7. November referierte der Schaffhauser Hobbyhistoriker Stefan Sigerist im «Schwert» in Netstal über die Auswanderung von Glarnern nach dem Nahen und Fernen Osten. Dass im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder Glarnerinnen und Glarner ihr Glück in anderen Ländern und gar Erdteilen suchten, ist allgemein bekannt. Neben den Hauptdestinationen USA und Russland tauchen aber auch weniger geläufige, aber umso exotischere Zielorte auf.

Um 1840 hatte die Glarner Textilindustrie ihren ersten Höhepunkt erreicht. Da sich die Nachbarländer in jenen Jahren durch Zollbarrieren den schweizerischen Erzeugnissen verschlossen, suchten die Firmen nach entlegeneren Absatzmärkten. Bereits in den 1830er-Jahren etablierten sich Textilhändler am Bosporus und bald besassen mehrere Textilfirmen Niederlassungen in Konstantinopel. Von hier aus erschlossen sie den türkischen wie den persischen Markt. Neben den Jasmas, den so genannten Türkenkappen, wurden vor allem mit der Nachahmung von bislang im osmanischen Reich selbst hergestellten Mustern von Kleiderstoffen grosse Umsätze erzielt. Die erste Glarner Zeugdruckerei, die in Ancona eine Filiale betrieb, aber Geschäftsverbindungen nach Asien und nach Amerika unterhielt, war die Firma Blumer & Jenny in Schwanden. Schon 1835 sind Lieferungen nach Smyrna belegt. Später folgten Kommanditeinlagen in Beirut, Kairo, Alexandrien, Aleppo, Damaskus, Bagdad und in Djeddah am Roten Meer. Die heute im Glarner Wirtschaftsarchiv aufbewahrte Geschäftskorrespondenz, die Rechnungs- aber auch die Musterbücher geben Auskunft über den Geschäftsgang, die mannigfaltigen Schwierigkeiten, den Einfluss der Politik auf den Handel und selbstverständlich die Produkte.

Bevor eine Firma eine Niederlassung errichtete, wurde zunächst die Gegend sondiert, Beziehungen zu bereits ansässigen Handelshäusern geknüpft und eine mögliche Nachfrage nach glarnerischen Erzeugnissen abgeklärt. So reiste Conrad Blumer, Teilhaber der Firma Blumer & Jenny 1840 in den Fernen Osten. Über Alexandrien und Aden gelangte er zunächst nach Bombay, wo er bei hier bereits etablierten englischen Handelshäusern vorsprach und seine Ware anpries. In Madras musste er feststellen, dass die dortigen Erzeugnisse trotz verbesserungswürdiger Arbeitsgänge und ungenügendem Werkzeug durchaus den westeuropäischen vergleichbar waren. Blumers Erkundungsfahrt war kein reines Vergnügen. Die Regenzeit machte ihm zu schaffen und vor Kalkutta erlitt er gar Schiffbruch, vermochte allerdings seine Musterbücher zu retten. Nach eineinhalb Jahren kehrte Blumer, der lediglich zwei Wochen nach seiner Heirat zu dieser Erkundungsreise aufgebrochen war, wieder nach Schwanden zurück. Nach seiner Anleitung begann die Firma erfolgreich mit der Imitation von Batikdrucken. Ihre Produkte fanden in Indien sowie in Malaya und Indonesien regen Absatz. Peter Jenny, auch er stammte aus der Firma Blumer & Jenny, gründete 1847 in Manila eine eigene Firma, die sich mit der Ausfuhr von Tabak, Zigarren und Zucker und der Einfuhr bedruckter Gewebe, englischer Garne, Seidenwaren, aber auch Musikdosen oder Glasartikel nach den Philippinen befasste. Von

1862 bis 1866 wirkte er als erster Schweizer Konsul in Manila. 1869 kehrte auch Peter Jenny wieder nach Schwanden zurück. Die Firma auf den Philippinen erlosch 1873.

Aus einem weiteren Schwander Textilhaus, der Firma Tschudi, stammte Melchior Dürst, der 1882 zusammen mit seinem Cousin Albrecht in Indien die Firma Dürst & Co. gründete. Da sie nur über wenig eigene Mittel verfügten, waren ein Verwandter, Major Schlittler-Dürst sowie die Firma Tschudi als Kommanditäre mit je 50 000 Franken beteiligt. Leider ist über das Gedeihen jener Firma bis anhin nichts Weiteres bekannt.

Auch andere Glarner Textildruckereien wie die 1835 in Glarus gegründete Johannes Heer & Cie richteten ihr Augenmerk auf den Orient. Ab 1843 bereiste der Sohn des Gründers, Andreas Heer, die Türkei, liess in Smyrna ein Warenlager errichten und gründete 1846 in Konstantinopel und 1858 in Beirut Niederlassungen. Ebenfalls auf den türkischen Markt drängte die in Netstal beheimatete Felix Weber & Cie, die so genannte Rabenfabrik. Um 1840 eröffnete sie ein Warenlager bei dem Handelshaus der Gebrüder Medawar in Beirut. Es folgten weitere in Aleppo und Bagdad. In der Regel führten Familienangehörige des Stammhauses die Leitung einer Niederlassung. In Beirut war dies zunächst Johann Jakob Leuzinger-Kienast und nach dessen Tod sein Cousin Felix Weber-Heussi und dessen Schwager Kaspar Sigrist-Weber, in Aleppo Felix Weber-Wyss, auch er ein entfernter Verwandter. Seine Reiseerlebnisse von 1851 veröffentlichte Felix Weber-Wyss später in der «Glarner Zeitung». Das Schicksal dieser Familie ist dank erhalten gebliebener, zahlreicher Briefe aus der Feder von Felix' Frau Pauline bekannt. Nachdem 1861 Felix' jüngere Schwester Barbara nach Aleppo gereist war und einige Jahre den Haushalt geführt hatte, entschied sich Felix einen eigenen Hausstand zu gründen. 1870 traf die Auserwählte, Pauline Wyss aus Zürich, in Aleppo ein. Da beide einander nur aus Briefen und Fotos kannten, brauchte es seine Zeit, bis Pauline ihren Gatten auch wirklich ins Herz schliessen konnte. Von Pauline wissen wir, wie der Alltag einer Glarner Familie im Orient in etwa ausgesehen hatte. Im Gegensatz zu ihrem vollauf beschäftigten Ehemann litt sie nicht nur an Heimweh, sondern auch an Langeweile, da von ihrer Schwägerin Barbara abgesehen, in Aleppo nur wenige Schweizerinnen anzutreffen waren. Abhilfe schufen gelegentliche Musik- und Jassabende oder Besuche bei Glarner Geschäftsfreunden in Beirut. Erst mit der Geburt des ersten Kindes erhielt sie eine adäquate Aufgabe. Ihre Welt war aber eine ausschliesslich häusliche. Über den Geschäftsgang oder die Tätigkeiten ihres Mannes ist aus den vielen Briefen nichts zu erfahren. Nach 1880 begann sich die Lage der Firma und damit auch der Familie Weber-Wyss zu verschlechtern. 1889 kehrte sie in die Schweiz zurück, wo Felix in Bern eine Anstellung bei der eidgenössischen Alkoholverwaltung fand. Pauline Weber blieben in ihrer Heimat nur wenige Jahre beschieden. Sie starb 1891 wenige Monate nach der Geburt ihres achten Kindes.

Länger Bestand hatte die von Kaspar Sigrist-Weber geführte Filiale in Beirut. Kaspar Sigrist genoss als erfolgreicher Geschäftsmann einiges Ansehen und bekleidete das Amt des schwedisch-norwegisch-dänischen Konsuls. Die Firma ging vor 1900 an den Prokuristen Heinrich Fries und dessen Nachkommen. In den 1970er-Jahren wurde diese Firma während des Bürgerkrieges zerstört. Kaspar Sigrists Söhne wurden in der Schweiz zu Ingenieuren ausgebildet. Der eine, Fritz Sigrist-Hilty, wirkte beim Bau der Bagdadbahn mit. Kaspars Bruder Fridolin verschlug es um 1870 nach Kairo, wo er nebst anderem mit der Einfuhr und dem Verkauf von Bally-Schuhen gute Geschäfte machte.

Zu den dauerhaftesten der Glarner Unternehmungen im Orient zählt die Firma Kuenzle & Streiff in Manila. Einer der Gründer, Harry Streiff, wuchs als Sohn des Glarner Textilkaufmanns Daniel Streiff in Aleppo auf. Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Mutter 1878 mit ihren Kindern nach Zürich. Der an sie ausbezahlte Anteil der Firma in Aleppo ermöglichte der Familie die Eröffnung einer Pension und damit ein bescheidenes Auskommen. Harry absolvierte in St. Gallen eine kaufmännische Lehre. Ein Angebot der Import-/Exportfirma Tuason veranlasste ihn, sein Glück im Ausland zu machen, genauer in Manila. Dort machte er die Bekanntschaft des St. Gallers Adolf Kuenzle, der im selben Betrieb arbeitete. Die erfreuliche Zusammenarbeit und die Erkenntnis, dass es um die gegenwärtigen Inhaber schlecht stand, bewog die beiden, die Firma Tuason 1889 gemeinsam zu übernehmen. Die neue Firma Kuenzle & Streiff hatte von Beginn weg zwei Geschäftssitze in Manila und in St. Gallen und verlegte sich hauptsächlich auf den Verkauf von Textilien und Garnen. 1909 wurde das Unternehmen um eine Tabakfabrik erweitert.

Nach 1920 verlagerte sich die Produktepalette von Textilien auf chemische und pharmazeutische Produkte, Medizinalgeräte, Getränke und Versicherungen. Während vier Generationen und beinahe 100 Jahren wurde diese Firma jeweils von einem Vertreter der Familie Streiff und einem aus der Familie Kuenzle geleitet.

Der Referent veranschaulichte seinen Vortrag mit teils schwarzweissen, teils farbigen Etiketten der jeweiligen Firmen. Für seine interessanten und vor allem für die bis anhin nicht bekannten Details dieser Auswanderung nach dem Orient sei ihm bestens gedankt.

Susanne Peter-Kubli

Lorenz Mühlemann, Trachselwald

Die Zither in der Schweiz und in Glarus

Vortrag vom 12. Dezember 2006 (557)

Ein besonderer vorweihnächtlicher Leckerbissen erwartete die Zuhörer am Vortrag des Historischen Vereins vom Dienstagabend. Im Soldenhoffsaal der ehemaligen Stadtschule in Glarus referierte Lorenz Mühlemann über die Zither in der Schweiz. Um das Publikum auf das Thema einzustimmen, spielte er zunächst auf einer so genannten Akkordzither ein Liebeslied aus dem Bernbiet. Die Zither, so war den anschliessenden Ausführungen Mühlemanns zu entnehmen, hat ihren Ursprung im europäischen Alpenraum, wo sie in einer sehr einfachen Ausführung bereits im Mittelalter bekannt war. Die als Häxeschit bezeichneten Instrumente waren aus vier Brettchen zusammengefügt, mit einigen Saiten bespannt, und wurden entweder mit den Fingern gezupft oder mit einem Bogen, ähnlich einer Geige, bespielt. Es waren praktische Instrumente, einfach herzustellen und leicht zu handhaben. Nicht von ungefähr galten sie schon damals als die Instrumente des einfachen Volkes. Die ältesten noch erhaltenen Häxeschite, wie auch über hundert weitere Zithern aus verschiedenen Regionen der Schweiz, sind heute im Zither-Kultur-Zentrum in Trachselwald ausgestellt. Dieses Museum geht auf die Initiative Mühlemanns zurück, der seit über 20 Jahren sich der Zither verschrieben und im Laufe dieser Zeit viel Wissenswertes über dieses Instrument zusammen getragen und auch publiziert hat. Leider haben sich keine Musikstücke aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit erhalten. Erst um 1850, zur Zeit der Romantik, begannen die Musikerinnen und Musiker sowohl damals bekannte, aber auch neue Melodien niederzuschreiben. Nach 1880 erlebte die Zither in ihren verschiedenen Bauarten einen einzigartigen Aufschwung. Als ein auch für weniger Begüterte erschwingliches Instrument prägte sie die Hausmusik des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Hergestellt wurden die Zithern vorwiegend in Deutschland und den USA, wobei etwa in New York hergestellte Modelle nur wenige Monate später auch im Bernbiet anzutreffen waren. Zum eigentlichen Bestseller wurde die schon eingangs erwähnte Akkordzither der Firma Menzenauer in Berlin, die um 1880 erstmals hergestellt, zwei Jahre später schon über 500'000 Mal verkauft wurde. Andere Firmen stiegen ebenfalls ins Geschäft ein und brachten weiter entwickelte oder auch vereinfachte Modelle auf den Markt. Bei einigen versprach die entsprechende Werbung gar, die Kunst des Zitherspiels sei in lediglich fünf Minuten zu erlernen. Gelegentlich trieb die Erfinderfreude seltsame Blüten. Auf ausdrücklichen Wunsch der Zuhörer brachte der Referent die Zither mit dem hässlichsten Klang zum Tönen. Das mit einer singenden Säge oder einer schlecht gestimmten hawayanischen Gitarre vergleichbare Gejaule liess sich selbst mit gutem Willen kaum mehr als Musik bezeichnen. Wie viel angenehmer klang da die um 1900 hergestellte Violinzither, auf welcher der Referent besinnliche Volkslieder, aber auch Lüpfiges vortrug, was die Zuhörer zum Mitsingen animierte. Der zweite Teil seiner Ausführungen widmete Mühlemann der Glarner Zither. Gemäss Albin Lehmann, dem 1995 verstorbenen, wohl besten Kenner der Glarner Zither, waren es österreichische Heuknechte und Tagelöhner, welche das Instrument ins Glarnerland brachten. Zithern wurden nachweislich bereits um

1800 im Kanton selber gebaut. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es fünf Instrumentenbauer, welche Zithern herstellten. Das Zitherspiel war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts im Glarnerland weit verbreitet. Die Zither war das Hausmusikinstrument der Bauerntöchter und Fabrikarbeiterinnen. Mit dem Verändern des Freizeitverhaltens und dem Aufkommen neuer Medien wie dem Radio, Grammofon und erst recht dem Fernsehen geriet die Kultur der Hausmusik, insbesondere das Zitherspiel, in Vergessenheit. Albin Lehmann und einigen seiner Schülerinnen ist es gelungen, die Zither ins 21. Jahrhundert hinüber zu retten. In den letzten Jahren ist mit dem Aufschwung der Volksmusik in der Schweiz das Interesse am Zitherspiel wieder grösser geworden und es bleibt zu hoffen, dass dieses handliche Instrument auch im Glarnerland wieder vermehrt zum Klingen gebracht wird.

Den Abschluss des Referates machte Barbara Disch-Rhyner. Was die bekannte Zitherspielerin vortrug, war indes hohe Schule und nicht mehr nur in fünf Minuten zu erlernen. Man wäre gerne länger sitzen geblieben, um neben der «Stubete bim Türeli Didy» oder «Hinder z'Hans Aeblis Sännehus» noch weitere Glarner Zitherköstlichkeiten zu geniessen.

Susanne Peter-Kubli

Elisabeth Joris, Zürich

Emilie Paravicini-Blumer, 1808-1885

Vortrag vom 6. Februar 2007 (558)

Als Erstes beleuchtete die Zürcher Historikerin Elisabeth Joris das Verhältnis Emilies zu ihrem Vater. Dr. med. Johann Jakob Blumer war schon früh erblindet. Daher wuchs Emilie als ältestes von acht Kindern früh in die Rolle der Führerin, Gesellschafterin und Vorleserin ihres Vaters hinein. Sie war seine stete Begleiterin im Haus, im Dorf, bei Besuchen oder auf Spaziergängen. So entstand über die Jahre ein inniges Verhältnis, das zeitlebens anhielt. 1825 wurde Emilie mit Bartholome Paravicini, Sohn des Ratsherrn und Kaufmanns Johann Paravicini von Glarus, verheiratet. Diese Verbindung war von einer Liebesheirat weit entfernt. Ratsherr Paravicini, seit kurzem verwitwet, suchte sich eine geeignete Gefährtin für seinen geistig zurück gebliebenen Sohn und gleichzeitig eine Frau, die in Glarus den Haushalt führte. In der bei deren Verlobung erst 16-jährigen Emilie, die als Betreuerin ihres blinden Vaters ihre Fähigkeiten bereits unter Beweis gestellt hatte, wurde er fündig. Obwohl Emilie die Lieblingstochter ihres Vaters war, stellte dieser ökonomische Sicherheit einer Liebesbeziehung voran. Diese Heirat sollte der Familie Blumer von Mollis ihre Zugehörigkeit zur besseren Glarner Gesellschaft sichern. Die Referentin zeigte auf, dass des Vaters Rechnung bei Emilies jüngeren Schwestern, die sich mit einer Ausnahme standesgemäss verheirateten, zwar aufging, aber zu einem hohen Preis. Emilie fühlte sich zu Recht verschachert und als Haussklavin der Paravicini ausgenützt. Sie verfiel in Depressionen und hätte eigentlich allen Grund gehabt, ihrem Vater heftigste Vorwürfe zu machen. Doch sie blieb ihrem Vater gegenüber loyal und machte dessen Blindheit für den Fehlentscheid verantwortlich. Den bürgerlichen Gepflogenheiten folgend, schickte sie sich in ihr Schicksal. Sie betreute Bartholome, der ihr «ergeben wie ein Hündchen überall hin folgte», und dem sie mehr Mutter als Gattin war.

Diese Jahre in Glarus waren hart, doch Emilie verlor ob der persönlichen Not die weitere Umgebung nicht aus ihrem Blickfeld. Die 1830er-Jahre brachten Aufruhr in ganz Europa. Es drängte die Menschen nach Freiheit, Selbst- und Mitbestimmung. Mit grossem Interesse verfolgte Emilie auch den Aufstieg der Liberalen in der Eidgenossenschaft. So sehr sie sich im Hause Paravicini eingeengt fühlte, so sehr drängte es sie auch, den Menschen zu helfen und sie zu fördern. Sie organisierte Geldsammlungen für polnische Flüchtlinge und knüpfte Kontakte zu Persönlichkeiten im In- und Ausland. Sie erkannte in der Volksbildung ein wichtiges Mittel, um die Freiheit zu erlangen. Mit grossem Eifer

setzte sie sich daran, eine Töchterschule zu gründen, was aus Kostengründen nicht zustande kam. Dank ihrem Geschick beim Sammeln von Geldbeiträgen konnte 1838 eine Handarbeitsschule gegründet werden, wobei ein Teil des Geldes für die Ausbildung der Lehrerinnen verwendet wurde.

1836 hatte das Sklavendasein in Glarus ein Ende. Nach dem Tod des Schwiegervaters wurde Emilie die Vormundschaft über ihren Ehemann übertragen. Sie war nun finanziell unabhängig. Zusammen mit Bartholome zog sie ins Elternhaus nach Mollis, wo sie – abgesehen von einigen Besuchen bei Verwandten und gelegentlichen Kuraufenthalten – die folgenden, beinahe 5 Jahrzehnte verbrachte. Ausgedehnte Briefwechsel waren ihr Tor zur Welt. Diese Briefe sind es auch, welche die Referentin ins Zentrum ihrer Ausführungen stellte. Der Briefwechsel diente der regelmässigen Kontaktnahme mit Verwandten und anderen ihr nahe stehenden Personen. Was da beschrieben wurde, waren in der Regel weniger die grossen Ereignisse, als vielmehr das Alltägliche, die eigene Befindlichkeit, das Wetter, Geburten und Todesfälle in der Nachbarschaft. Ihre Briefe waren aber auch ein Mittel, geistig rege zu bleiben, Gedanken auszutauschen und Diskussionen zu führen, wie sie es mit ihrem Mann nie hätte tun können. Trotz der Verantwortung für Haus und Bewohner nahm sich Emilie stets auch Zeit für Gemeinnütziges. So oblagen ihr und einigen weiteren willigen Frauen die Organisation, Lagerung, Sortierung und Verteilung der verschiedenen Hilfsgüter, die nach dem verheerenden Brand von Glarus 1861 aus der ganzen Schweiz und in unerwartet grossem Ausmass im Hauptort eintrafen.

Der Weg in die Homöopathie

Als Arzttochter, die ihren Vater zu Krankenbesuchen begleitet hatte, als Betreuerin und Pflegerin ihres Gatten sowie einer unverheirateten Schwester war Emilie mit dem Thema Krankheiten und mögliche Heilmittel vertraut. Oftmals war sie Zeugin geworden, wie wenig die Schulmedizin auszurichten vermochte. Auch war sie sich bewusst, dass für einen grossen Teil der Glarner Bevölkerung ein Besuch beim Arzt schlicht unerschwinglich war. Die Homöopathie war im Aufkommen, und so verschaffte sie sich anhand von Handbüchern erste Kenntnisse. Emilie unternahm Selbstversuche und dehnte nach zufrieden stellendem Ergebnis diese Versuche auf ihre Verwandtschaft aus. Sie war hauptsächlich Autodidaktin und fand in Baron von Heyer, einem deutschen Homöopathen, der sich im Thurgau niedergelassen hatte und auch Leute aus der Glarner Oberschicht zu seinen Kunden zählte, einen Lehrer. Verständlich, dass die Schulmediziner das Tun der Homöopathen kritisch verfolgten und sie bald einmal als ungebildete Scharlatane abtaten. Ab 1850 begannen sich die Ärzte zu Gesellschaften zusammen zu schliessen und verlangten, dass nur als Arzt praktizieren dürfe, wer das Medizinstudium abgeschlossen hatte. Ebenso wollten sie das Monopol der Schulmedizin gesetzlich verankern.

Auf Kriegsfuss mit Fridolin Schuler

Einer der vehementesten Gegner fand die Homöopathie und damit Emilie Paravicini im Molliser Arzt und Fabrikinspektor Fridolin Schuler. Zunächst versuchte er sie bei einem sonntäglichen Besuch zur Aufgabe ihrer Tätigkeit als Homöopathin zu bewegen. Als alle Bemühungen nichts fruchteten, drohte er mit einer Klage. Und wirklich, 1874 hatte Emilie Paravicini-Blumer vor dem Polizeigericht in Glarus zu erscheinen, wo sie aber, wie sie beschrieb, zuvorkommend behandelt und lediglich mit der Mindestbusse von sieben Franken belegt wurde. Die Angelegenheit zog weitere Kreise und schliesslich hatte die Landsgemeinde darüber zu befinden. Entgegen aller Erwartungen beschloss diese die gänzliche Freigabe der Medizin. Das blieb so bis in die 1920er-Jahre. Schuler zog aus diesem für ihn enttäuschenden Landsgemeindebeschluss seine persönlichen Konsequenzen. Er wurde eidgenössischer Fabrikinspektor und übergab seine Praxis in Mollis einem Neffen.

Emilie Paravicini-Blumer praktizierte die Homöopathie als Medizin der Armen praktisch bis zu ihrem Tod.

Wir danken Elisabeth Joris für ihr ausgezeichnetes Referat und sind gespannt auf das Ergebnis ihrer Arbeit über Emilie Paravicini-Blumer, das voraussichtlich nächstes Jahr als Buch erscheinen wird.

Susanne Peter-Kubli

Prof. Dr. Hans Jakob Streiff, Glarus

Die Letzinen in der Schweiz

Vortrag vom 6. März 2007 (559)

Letzinen sind, wie vom Referenz zu erfahren war, lineare Grenzzeichen oder Grenzbefestigungen in Form von Hecken, Holzzäunen, Palisaden oder Steinmauern mit Gräben. Aus dem 14. und 15. Jh. sind in der Schweiz über 80 solche Bauwerke bekannt. 1872 stellte A. Nüscheler ein Inventar auf. In der Folge wurde die Letzinen-Forschung eher vernachlässigt. Da sich im Gelände oft nur geringe Spuren erhalten haben, erweist sich die archäologische Erkundung als aufwändig. Oft sind nur noch isolierte Türme zu sehen, so bei Rothenthurm und Morgarten.

Die Letzi Näfels zog sich vom Rautiberg quer durch die Talsohle bis zur Felswand des Kerenzerbergs. Heierli berechnete, dass zum Bau der 1 500 m langen Landwehr 7 200 Kubikmeter Gestein, d. h. 2 000 Eisenbahnwagen à 10 Tonnen, bewegt werden mussten. Die Mauer stand wie meistens bei den Letzinen ohne Fundament direkt auf dem Boden. Tore befanden sich vermutlich am Fuss des Rautibergs und am Kerenzerberg. Ein feindseitig vorgelagerter Graben fehlte. Sie wurde um 1350 erbaut, zur Zeit des Eintritts von Glarus in den Bund.

Das alte Land Schwyz errichtete im 1. Drittel des 14. Jhs. diverse Sperren an den Einfallsachsen. Als älteste entstand um 1310 jene von Rothenthurm als Abgrenzung des Schwyzer Gebiets gegenüber Einsiedeln. Die Befestigung von Morgarten wurde erst nach der Schlacht um 1322 erstellt, etwa gleichzeitig jene von Brunnen. Die Einfallswege entlang dem Zugersee schützte die Letzi von Arth, die aus einer Mauer bei Oberarth und zwei Teilstücken zwischen dem Zugersee und dem Rigihang bzw. dem Sonnenberg sowie Verbauungen im See bestand.

Zu den Letzinen werden auch die Seeuferbefestigungen im Bereich der Innerschweizer Seen gezählt. Es handelt sich um hölzerne Hindernisse in Ufernähe, die das Landen feindlicher Schiffe verhindern sollten und als Schwirren bezeichnet werden. Die bedeutendste liegt bei Stansstad, weitere bei Brunnen und Arth.

Zürich schützte die Stadt zusätzlich durch Letzinen und Letzigräben als den Stadtmauern vorgelagerten Verteidigungslinien, sowohl am linken wie am rechten Limmatufer und durch Schwirren beim Abfluss der Limmat aus dem See. Als die Stadt im 14. Jh. ihr Territorium vergrösserte, wurde dieses durch weitere Landwehren gesichert, so durch jene von Meilen, Höngg und Hirzel. Landwehren wurden in der Regel in Gemeinschaftsarbeit errichtet. Die finanziellen Mittel dazu wurden aus dem Verkauf gemeinsamen Landes gewonnen.

Letzinen hatten verschiedene Funktionen. Sie dienten als Zäune zwischen Nutzungsflächen, als Grenzmarkierungen zwischen verschiedenen Herrschaftsgebieten (so galt das Landrecht in Glarus nur südlich der Letzi) und kamen ganz allgemein dem Schutzbedürfnis des Menschen entgegen. Die Tore konnten als Zollstationen benutzt werden. Landwehren mit Toren und Türmen hatten wie Stadtmauern und Ratshäuser eine repräsentative und herrschaftliche Funktion. Länderorte wie Schwyz und Glarus machten durch die Letzinen ihre Souveränität und herrschaftliche Gewalt im Gelände sichtbar. Der militärische und fortifikatorische Nutzen wurde lange überbewertet. Die langen Befestigungswerke konnten von den häufig kleinen Mannschaften kaum verteidigt werden. Letzinen konnten den Feind hemmen, verzögern, kanalisieren, nicht aber aufhalten. Schutz gewährten sie jedoch in Kleinkriegen, indem sie das Wegtreiben von geraubtem Vieh erschwerten. Die entscheidenden Kämpfe wurden nicht an der Letzi, sondern davor oder dahinter geführt. So drangen bei der Schlacht von Näfels die Österreicher zunächst durch die Letzi ins Glarnerland vor. Erst als sie mit ihrer Beute das Tal verlassen wollten, stiessen die Glarner vom Rautiberg aus vor, verursachten ein Chaos und schlugen den Feind in die Flucht. In ähnlicher Weise errangen die Appenzeller 1405 beim Stoss einen Sieg über das österreichische Heer, das zunächst die unverteidigte Letzi durchbrochen hatte.

Als Letztes beschrieb der Referent die Letzi Gamsen bei Glis, ein Denkmal von nationaler Bedeutung. Sie weist überdurchschnittlich viel erhaltenes Mauerwerk auf und wurde

durch eine Stiftung 1995 vorbildlich restauriert. Die 850 Meter lange Letzi sperrt westlich von Brig das Rhonetal. Ihre Rundtürme deuten auf savoyischen Einfluss hin. Die Talsperre wurde Mitte 14. Jh. von den oberen Zehnden vermutlich auf Anregung der Waldstätte erstellt und richtete sich gegen die Grafen von Savoyen, die nach der Oberherrschaft über das Oberwallis strebten. Wie die Urner den Gotthard, so wollten die Oberwalliser den Simplon (und seine Zölle) kontrollieren. Die Beziehungen zwischen der Urschweiz und dem Wallis wurden durch Johannes von Attinghausen, langjährigem Urner Landammann, Besitzer des Zolls von Flüelen und 1354 Rektor des Oberwallis, gefördert. 1388 konnten die Oberwalliser die Savoyer bei Visp (unterhalb der Gamser Letzi) entscheidend schlagen und ihre Unabhängigkeit wahren.

Veronika Feller-Vest

Reto Daniel Jenny, Sent

199 Jahre Daniel Jenny & Cie, in Ennenda

Vortrag vom 3. April 2007 (560)

Die Firma Daniel Jenny & Cie. in Ennenda und Haslen blickt nächstes Jahr auf 200 Jahre Firmengeschichte zurück. Zu einer «Zeitreise eines Glarner Textilunternehmens», der 1808 gegründeten Daniel Jenny & Cie., lud Reto Daniel Jenny – Neffe des langjährigen Firmenpatrons Daniel Jenny-Wipf – die zahlreich erschienenen, geschichtlich Interessierten ein. Seinen Vortrag bezeichnete der Referent als Werkstattbericht an Hand eines Zeitrasters. Er arbeitet gegenwärtig an einer Festschrift zum 200-jährigen Bestehen dieser Firma. Einzelne Kapitel dafür werden von der Ennendaner Textilhistorikerin und -archäologin Antoinette Rast-Eicher erarbeitet.

Es sei «noch Strukturieren und Vertiefen nötig» bis zum Abschluss der Arbeit. Dies, eine Konzentration auf charakteristische Geschichten in der Firma selbst, und gelegentlich ein etwas weniger verklärender Blick auf die Verhältnisse in den früheren Glarner Textilindustrien, könne sich bis zur Fertigstellung der Festschrift nur positiv auswirken.

Comptoir als Museum

Im ehemaligen Fabrikations- und Bürogebäude habe Daniel Jenny mit weit gediehenen Ordnungsarbeiten vieles zur Erhaltung und Zugänglichkeit des reichen Archivbestands beigetragen. Dieser reicht – wie das weitgehend erhaltene Gebäudeensemble – bis in die Anfänge der Firma zurück und bietet viel «Spielraum für Entdeckungen».

Hier hat auch Daniel Jenny-Wipfs Grossvater Adolf Jenny, Autor etwa des Standardwerks «Handel und Industrie des Kantons Glarus» von 1898/1902, eine 22-bändige Druckmustersammlung in mehreren Serien angelegt. Daniel Jenny sagt denn auch in einem Schlusswort: «Es ist uns Verpflichtung, Adolf Jennys grosse Forschungen zu bearbeiten und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.» Dass die Firma nach 200 Jahren noch produziere, sei verschiedenen Faktoren zu verdanken. «Mich beeindrucken die ganz enormen, heute fast nicht mehr vorstellbaren Leistungen aller Leute, die hier tätig waren», verweist Daniel Jenny auf die Leistungen in verschiedenen Firmen.

Ennenda-Schwanenstadt-Ennenda

Reto Jennys Zeitreise beginnt vor 1800, als Ennendaner Handelsherren die Wiener und die Deutschländer-Handlungen gründeten. Bartholome Jenny geht 1790 ins oberösterreichische Schwanenstadt und verdient sich dort seine Sporen als Handweber bei Jenny, Aebli und Cie. ab, bevor er 1808 seine Handelsfirma gründet. Von 1830, dem Jahr der Fusion mit der Druckerei der Gebrüder Trümpy, zeigt Reto Jenny die Geschäftsinventare vor dem Zusammenschluss.

Es folgen Schlaglichter auf Blüte- und Krisenzeiten, etwa als die Firma 1848 die heute noch bestehende Spinnerei und Weberei in Haslen baut. Auf die Filiale Lugano, auf die

in Haslen und Ennenda zusammen 930 Beschäftigten im Jahr 1865, auf Diplome an Weltausstellungen. Auf das marktbedingte Ende der Ennendaner Druckerei, die 1908 einer – bis 1975 existierenden – Spinnerei und Weberei wich. Auf Höhen und Tiefen der Firma, die bis heute mit noch knapp 70 Mitarbeitenden in Haslen produziert. Und auf «schon damals bekannte Namen» von Geschäftspartnern wie der 1909 erstmals aktenkundigen Fischbacher, oder 1831 Lacoste Ainé et Compagnie, Paris.

Fridolin Rast

Exkursion 2007

Bei heissem Sommerwetter trafen sich die Mitglieder des Historischen Vereins zum Jahresausflug. Reiseziel der Fahrt mit einem Car des Autobetriebes Niederer war das Zürcher Oberland.

Über Wald ZH ging es nach Neuthal, einer Aussenwacht der Gemeinde Bäretswil.

Besucht wurde hier die Museums-Spinnerei Neuthal. Schon früh wurde auch im Zürcher Oberland die Wasserkraft für die Textilindustrie genutzt. Es entstand daher in Neuthal eine grosse Baumwollspinnerei, die erste Fabrikanlage im Zürcher Oberland, erbaut 1826. Die ersten Spinnereimaschinen wurden aus England in die Schweiz importiert. In einem Radhausanbau an die Fabrik kam 1827 ein erstes, und ab 1832 ein zweites 40 Fuss hohes Wasserrad in Betrieb.

Auch in späteren Jahren kamen noch weitere Erweiterungsbauten zur Fabrikanlage hinzu. Erwähnenswert ist die im Jahre 1870 erstellte Betriebsschlosserei, im Stil einer gotischen Kapelle hinter dem Fabrikgebäude. Bauherr und Fabrikant war Johann Rudolf Guyer, der Vater des späteren Textilindustriellen und Eisenbahnpioniers Adolf Guyer-Zeller (1839–1899). Im Jahre 1834 entstand im Fabrikareal das Wohnhaus der Familie Guyer, dazu gehört die jetzt noch erhaltene kleine Parkanlage.

Das Spinnerei-Museum ist im Hauptgebäude dieser 1826 erbauten Fabrikanlage eingerichtet und ist in einem sehr gepflegten und übersichtlichen Zustand. Die Besucherinnen und Besucher erleben die Technik der Garnherstellung aus der Blütezeit der schweizerischen Textilindustrie. Alle Produktionsstufen werden durch Spezialisten vorgeführt. Es sind Maschinen, die durch Fachleute restauriert worden sind. Die Spinnerei ist mit der Eröffnung des Museums im Jahre 1998 wieder zu neuem Leben erwacht. Maschinen aus dem 19. Jahrhundert beeindrucken durch ihre wieder hergestellte Funktionstüchtigkeit. Hauptsächlich sind es Maschinen, die durch die Firma J.J. Rieter, Winterthur entwickelt worden sind, und teilweise handelt es sich um die letzten noch existierenden Exemplare dieser Spinnereimaschinen. Maschinen, die teilweise im Ausland standen, wurden als Museumstücke in die Schweiz zurückgeholt und fachgerecht restauriert. Auch aus dem Glarnerland steht eine Spinnereimaschine im Museum. Sie stammt aus der Firma Bartholome Jenny & Cie in Haslen, heute Daniel Jenny & Co.

Der Rundgang durch das Spinnerei-Museum endete um die Mittagszeit, und weiter führte die Fahrt mit dem Reisecar in das zürcherische Landstädtchen Grüningen.

Das Mittagessen war im Gasthaus Hirschen, einem stattlichen und markanten Treppengiebelhaus am Eingang zum Städtchen. Zwischen dem Gasthaus und dem auf der anderen Seite der Gasse stehenden früheren Gerichtshaus war einst das Stadttor. Der Eingang ins Städtchen und zum Schloss führte nur durch dieses gegen Osten gerichtete Tor. Dieses Tor wurde 1844 leider wegen einem Strassenbau abgebrochen.

Nach dem Mittagessen begann die Führung im Städtchen mit Emil Gehri, Ehrenpräsident der Heimatschutzgesellschaft Grüningen.

Das Städtchen, in einer Hügellandschaft mit Wiesen und Äckern, erhebt sich gegen Norden hin auf einer Anhöhe. Gegen Süden und Westen ist das Städtchen durch das Tobel des Aabachs begrenzt. Ein einfacher Zugang war nur wie schon erwähnt von Osten her möglich. Diese Lage mit der felsigen Erhebung aus Nagelfluh war wohl ausschlaggebend für den Standort zur Stadtgründung.

In welchem Jahr die Burg Grüningen gebaut wurde, ist nicht genau bekannt, der Zeitpunkt soll um 1220 liegen. Im Einkünfte-Urbar des Klosters Einsiedeln, in dessen Besitz die Gegend im Zürcher Oberland war, taucht der Name Grüningen 1217–1222 auf. Da um diese Zeit die Grafen von Rapperswil als Kastvögte eingesetzt waren, wird angenommen, dass diese den Grundstein für die Burg Grüningen legten. Eine Burg zu Grüningen wird jedoch in einer Urkunde erst um 1260 erwähnt.

Um 1230 verlor das Kloster Einsiedeln seinen Grundbesitz in der Gegend an das Kloster St. Gallen, das die Gebiete vorerst dem Grafen Hartmann von Kyburg verpfändete. 1253 übergab dann das Kloster St.Gallen die Vogteirechte über Grüningen dem Freiherr Lüthold VI. von Regensberg. Die Entstehung des Städtchens selbst geht auf die Zeit der Regensberger zurück und ist vor dem Bau der Burg erfolgt. Nach 1260 sind die Merkmale einer städtischen Siedlung festzustellen, in der sich Handwerker und Krämer zur Deckung der lebensnotwendigen Grundbedürfnisse der Gemeinschaft ansiedelten. Lüthold VI. musste 1269 die Vogtei Grüningen dem Abt von St.Gallen zurückgeben. Er war durch seine Fehde mit Rudolf von Habsburg und der Stadt Zürich in Geldnöte geraten. Ab 1274 kam Grüningen an Rudolf von Habsburg, seit 1273 deutscher König. 1281 übergab König Rudolf die Herrschaft seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, Herzöge von Österreich. 1314 setzten die Herzöge dann die Grafen von Toggenburg in Grüningen ein.

Als die Spannungen zwischen den Habsburgern und Eidgenossen zunahmen erhielt Grüningen als vorgeschobener südlicher Stützpunkt eine grössere Bedeutung. 1331 endete die Verwaltung durch die Grafen von Toggenburg. Verschiedene Wechsel fanden in der Verwaltung von Grüningen noch statt, eingesetzt durch die Herzöge von Österreich. Im Zusammenhang mit der Schlacht bei Sempach 1386 unternahmen die Zürcher einzelne Kriegs- und Raubzüge in habsburgische Gebiete, so wurde auch Grüningen heimgesucht und verwüstet. Ein erneuter Kriegszug ins Grüninger Amt erfolgte 1388 im Zusammenhang mit der Schlacht bei Näfels. 1408 kam der Verwalter der Herrschaft Grüningen, Hermann Gessler, in Geldnöte, nicht zuletzt wegen der ständigen Verteidigung gegen die Zürcher. Er verpfändete Burg und Herrschaft Grüningen ganz eigenmächtig für 8 000 Gulden an die Stadt Zürich. Das Haus Habsburg war höchst aufgebracht ob dieser eigenwilligen Handlung und versuchte wiederholt, das verpfändete Gebiet wieder aus der Hand der Zürcher zu lösen, jedoch ohne jeden Erfolg. Die Beziehungen zwischen Zürich als neue Obrigkeit und dem Volk in Grüningen waren in der Folge stets harten Bewährungsproben ausgesetzt. Grüningen war jetzt eine Landvogtei der Stadt Zürich und das bis zum Ende der alten Eidgenossenschaft. Grüningen bekam auch den alten Zürichkrieg zu spüren. Am 10. November 1440 kamen das Städtchen und acht Tage später auch das Schloss in die Hand der Eidgenossen. Belagert wurde Grüningen von 1100 Schwyzern und Glarnern unter dem Kommando des Sohnes des schwyzerischen Landammanns Ital Reding. Die Grüninger sympathisierten mit ihren Besetzern und wollten nicht mehr unter zürcherische Herrschaft zurück. Doch alle Versuche scheiterten, und Grüningen blieb unter zürcherischer Herrschaft, die weiter die Landvögte einsetzte.

Nicht verschont blieb das Städtchen auch vor grösseren Feuersbrünsten. 1550 zerstörte ein Brand zum grössten Teil das Städtchen. Auch 1685 war wieder ein Brandausbruch, damals blieb einzig der bereits erwähnte «Hirschen» vom Feuer verschont. Am 20. Oktober 1970 fiel die Kirche einem Grossbrand zum Opfer. Das Feuer breitete sich auch auf die oberen Geschosse des Schlosses aus und zerstörte die dortigen Wohnräume des Pfarrers. Alle zerstörten Gebäudeteile sind nach dem Brand sehr gut restauriert und angepasst worden. Zu erwähnen ist noch, dass auch heute noch die Kirche, wie in alten Zeiten, im Eigentum der Stadt Zürich ist. Das Landstädtchen Grüningen ist reizvoll und auch geschichtlich höchst interessant.

Mit der Besichtigung des Hauses Müli im Tobel der Aabachschlaufe, unterhalb des Schlosses, mit einer grossen Sammlung von Zinnfiguren und anschliessendem Besuch des Ortsmuseums im Schloss, ging dieser interessante Rundgang in diesem sehr schönen zürcherischen Landstädtchen zu Ende. Ein besonderer Dank geht an Emil Gehri für seine fachkundige und aufschlussreiche Führung.

Mathias Kamm